

„Solopart“ – Thomas Berger schreibt das Leben zur schönsten Krankheit, die es gibt

Wer Thomas Bergers Erzählband „Solopart“ liest, dem dürfte rasch bewusst werden, was sich hinter diesem eigentümlichen Titel verbirgt. Bergers Figuren sind Solisten, nie ohne Orchester im Rücken, jedoch ausschließlich allein gelassen mit sich und ihrem Handeln. Es sind sensible, komplexe Charaktere, die die Welt wahrnehmen, als sei sie auf den Kopf gestellt. Für sie wird der Alltag zum Ursprung diffusester Ängste, das Treiben der Anderen Ort der Sehnsucht und des Grauens gleichermaßen. Das Leben ist eine Krankheit, seine Mitspieler die Symptome, ein quälender, entbehrlicher und nicht selten ein unerträglicher Zustand, dennoch einer, den man nicht missen möchte. Bergers Motive erscheinen unverkennbar, geben jedoch bei näherem Lesen Rätsel auf. Er schreibt über Liebe („*Ein letzter Brief*“; „*In einem fernen Land*“), die in höchste Glückseligkeit ausufert, die scheitert und an deren Ende man nicht weiß, ob es betrüblich oder zuversichtlich stimmt. Er schreibt über das Sterben, zum einen das langsame, sinnbildliche Dahinsterben, das allmähliche Wegdriften aus dem Leben („*Adam in Prag*“; „*Eine andere Welt*“), zum anderen das abrupte, unverkennbare, eindeutige, körperliche Sterben („*Aufbruch*“; „*Im letzten Frühling*“; „*Abkehr*“) und man fragt sich: Ist der Tod etwas Erstrebenswertes oder doch nur Projektionsfläche illusionärer Wunschvorstellungen? Da gibt es den mäßig erfolgreichen Lyriker, der zutiefst verärgert entscheidet, nie wieder Lesungen zu geben, nachdem man ihn während der vorangegangenen mit Fragen bezüglich seines Tuns bombardierte („*Entschieden*“), oder den arbeitslosen technischen Zeichner, der des Nachts seine Stadt verschönert und aufgrund dessen eingewiesen wird („*Die andere Seite des Tages*“). Wortgewandt und gefühlvoll beschreibt Berger das beinahe masochistische Drängen seiner Protagonisten zu leiden, nie wird er dabei wehleidig oder pathetisch. Seine Sätze lesen sich klug und zurückhaltend, sind jedoch durchaus mit einem Hauch melancholischer Hingabe durchsetzt. Die Männer in seinen Geschichten wirken bindungsgestört, distanziert und wenig emotional, sie lieben, indem sie von sich stoßen, sie fliehen vor der Zuneigung ihres Gegenübers, vor der Welt, vor sich selbst. Sie erwachen eines Morgens glücklich, nur, um sich kurze Zeit später aus dem Fenster zu stürzen („*Aufbruch*“), sie verenden in Pfützen roter Tinte – ertränkt von der Last des eigenen Daseins („*Federschwer*“). Der Schmerz des Lebens ist ihre Wonne, das drohende Ende lang ersehnte Vervollkommnung ihrer selbst. Die Frauen leiden unter der Kälte ihrer unnahbaren, wechselhaften Liebhaber.

An deren Unfähigkeit, die weibliche Liebe bedingungslos zu erwidern, zerbrechen und erstarken Bergers Protagonistinnen gleichermaßen („*Die Gladiatorin*“; „*Abweichen. Ein Frauenlos*“). So zeichnet er gekonnt den Zusammenstoß maskuliner Zerrissenheit und femininer Stärke. In Bergers Geschichten wird „falsch“ zu „richtig“, „hässlich“ zu „schön“, „misslich“ zu „erstrebenswert“. „Solopart“ – eine gelungene Komposition literarischer Irrwege.

Dana Polz

Im Juni 2016